

An impressionistic painting of a landscape. In the foreground, a path leads towards a body of water. The background features rolling green hills under a pale sky. The style is characterized by visible brushstrokes and a rich, textured color palette.

DER PAPIER PALAST

Roman

MIRANDA
COWLEY HELLER



ullstein

Es ist früh am Morgen, alle schlafen noch, als Elle Bishop an einem perfekten Augusttag zum See läuft. Er liegt unterhalb des Sommercamps der Familie, ein paar altersschwache Hütten, die ihr Großvater in den Back Woods von Cape Code zusammengezimmert hat. Durch das Fenster des Haupthauses sieht sie den noch nicht abgeräumten Tisch des vorherigen Abends, die leeren Weingläser, das Kerzenwachs auf dem Tischtuch. Sie hatten Besuch, und es ist etwas passiert: Während Elles Ehemann Peter mit den Gästen lachte, sind sie und ihr Jugendfreund Jonas nach draußen geschlichen und haben sich geliebt. Elle taucht ein ins Wasser, ihre Geschichte beginnt. Sie erzählt fünfzig Jahre Leben, bringt verborgene Liebe und ein düsteres Geheimnis ans Licht. An diesem einen Tag läuft alles auf eine Entscheidung hinaus.

Souverän und ganz unmittelbar erzählt Miranda Cowley Heller das aufwühlende Wechselspiel über Selbsterkenntnis und Aufrichtigkeit.

MIRANDA COWLEY HELLER war Senior Vice President und Head of Drama Series bei HBO. Sie hat Serien entwickelt und verantwortet, u. a. *Die Sopranos*, *Six Feet Under*, *The Wire*, *Deadwood*, *Big Love*. Als Heranwachsende hat sie jeden Sommer auf Cape Cod verbracht, inzwischen lebt sie in Kalifornien.

Miranda Cowley Heller

Der Papierpalast

Roman

Aus dem Englischen von Susanne Höbel

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2023

© für die deutsche Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022 / Ullstein Verlag

© 2021 by Miranda Cowley Heller

Titel der englischen Originalausgabe: *The Paper Palace*

bei Riverhead Books, einem Imprint

von Penguin Random House LLC, New York

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,

nach einer Vorlage von Lauren Peters-Collaer

Titelabbildung: © Paul Resika

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06775-9

Für Lukas und Felix, meine beiden Lieben.

Und für meine Großmutter Muriel Maurer Cowley,
deren hell brennende Liebe nie schwankte.

Wir blicken nach vorn und zurück
Und trauern um das, was nicht ist:
Unser lautestes Lachen ist
Oftmals von Schmerz beschwert,
Unser süßestes Lied eins von tiefster Traurigkeit.

Percy Bysshe Shelley, *An eine Lerche*

Buch eins

Elle

1

Heute. 1. August, Back Woods.

6.30

Die Dinge kommen aus dem Nichts. Der Kopf ist leer. Dann, in einem Rahmen, eine Birne. Glatt, grün, ein gebogener Stiel, ein einzelnes Blatt. Sie liegt zwischen Limonen in einer weißen Steingutschale, die wiederum auf einem ramponierten Picknicktisch steht, auf einer Veranda mit Fliegengittern rundum, am Ufer eines kleinen Sees, tief im Wald und nah am Meer. Neben der Schale steht ein Kerzenhalter aus Messing, Wachs-tropfen kleben daran und der Staub des langen Winters, in dem der Kerzenhalter im Regal gestanden hat. Teller mit Nudelresten, eine offene Serviette, eine Flasche mit Rotweinsatz, ein grobes Brotbrett, darauf Brotstücke, gerissen, nicht geschnitten. Ein Gedichtband, der Buchdeckel angeschimmelt, liegt aufgeschlagen auf dem Tisch. Ich betrachte das Stilleben des gestrigen Essens und höre in meinem Kopf *An eine Lerche*, die in den blauen Himmel aufsteigt – schmerzlich, erhebend. »*Dann würde die Welt zuhören, so wie ich jetzt zuhöre.*« Er hat es so schön gelesen. »Für Anna.« Wir saßen still da, gebannt, mit unseren Erinnerungen an sie. Ich könnte ihn, immer nur ihn, eine Ewigkeit lang ansehen, es würde mich glücklich machen. Ich könnte ihm mit geschlossenen Augen zuhören, seinen Atem spüren, dem Klang seiner Worte lauschen, die über mich hinwegschweben, immer und immer wieder. Nichts anderes will ich.

Das Morgenlicht ist gedämpft, wo es durch die Fliegengitter dringt, heller über den Bäumen und dem reinen Blau des Sees, bis zu den dunklen Schatten der Tupelobäume am anderen Seeufer, wo das Sonnenlicht so früh am Tage hinreicht. Mein Blick fällt auf den Rest Espresso in einem der Tässchen, und ich bin versucht, ihn auszutrinken. Die Luft ist frisch. Ich friere in dem abgetragenen zartila Bademantel, der meiner Mutter gehört und den ich im Sommer trage, wenn wir in unserem Sommerquartier sind. Der Geruch nach ihr vermischt sich mit dem vom Schrank, in dem der Bademantel monatelang gehangen hat, und dem von Mäusedreck. In Back Woods ist dies meine Lieblingsstunde. Morgens am See, noch bevor die anderen wach werden. Das Sonnenlicht so klar und scharf, das Wasser atemberaubend kalt, die Nachtschwalben endlich still.

Auf dem kleinen Holzdeck vor dem Fliegengitter hat sich zwischen den Brettern Sand angesammelt. Es müsste mal gefegt werden. Ein Besen lehnt an der Fliegentür und drückt eine kleine Beule in den Maschendraht, aber ich lasse ihn stehen und gehe auf dem schmalen Trampelpfad zu unserer Badestelle. Hinter mir kreischt die Fliegengittertür in den Angeln.

Ich lasse den Bademantel von den Schultern gleiten und stehe nackt am Wasserrand. Auf der anderen Seite des Sees, jenseits von Kiefern und Zwergeichen, brüllt das Meer. Es hört sich an, als brächte es einen Sturm aus dem Inneren des Ozeans, aber hier, am Seeufer, ist die Luft süß und still. Ich stehe, warte, lausche ... das Zirpen und Summen winziger Insekten, ein zarter Wind, der sich sanft in den Blättern regt. Dann wate ich ins Wasser, bis es mir zu den Knien reicht, und stürze mich kopfüber ins eiskalte Nass. Ich schwimme zur Mitte, vorbei an den Seerosen, und eine Mischung aus Hochstimmung und Freiheitsgefühl treibt mich voran, zusammen mit dem Adrena-

linrausch namenloser Panik. Dazu der Schatten einer Angst, dass eine Schnappschildkröte aus der Tiefe heraufkommen und mir in meine schweren Brüste beißen könnte. Vielleicht zieht der Geruch von Sex sie an, wenn ich die Beine öffne und schließe. Unvermittelt überkommt mich der Wunsch, umzukehren in die Sicherheit des seichten Wassers, wo ich den sandigen Grund sehen kann. Ich wünschte, ich wäre mutiger. Aber ich mag auch die Angst, das Stocken des Atems, mein wild klopfendes Herz, als ich aus dem Wasser steige.

Ich wringe das Wasser so gründlich wie möglich aus meinem langen Haar, nehme ein fadenscheiniges Handtuch von der Leine, die meine Mutter zwischen zwei kümmerlichen Kiefern gespannt hat, und strecke mich auf dem warmen Sand aus. Eine leuchtend blaue Libelle landet auf einer Brustwarze, verweilt einen Moment, fliegt weiter. Eine Ameise krabbelt über die Saharadünen, die mein Körper auf ihrem Pfad geformt hat.

Gestern Abend habe ich mit ihm gefickt, endlich. Nach all den Jahren, in denen ich mir das ausgemalt hatte und nie sicher sein konnte, ob er mich noch wollte. Dann war der Augenblick da, und ich wusste, jetzt passiert es: der viele Wein, Jonas' Stimme, als er das Gedicht las, Peter, mein Mann, im Grappadunst, ausgestreckt auf dem Sofa, unsere drei Kinder schlafend in ihrer Hütte, meine Mutter mit gelben Gummihandschuhen am Spülbecken beim Abwasch, die sich nicht um ihre Gäste kümmerte. Unsere Blicke versenkten sich eine Sekunde zu lang ineinander. Ich stand vom Tisch auf, wo ein angeregtes Gespräch im Gang war, zog in der Speisekammer meinen Slip aus und stopfte ihn hinter den Brotkasten. Dann ging ich durch die Hintertür hinaus in die Nacht. Ich stand im Dunkeln, ich hörte das Klappern von Tellern, Gläsern und Besteck im Spülwasser und wartete. Hoffte. Und dann war er da, drückte mich an die Mauer und griff mir unters Kleid.

»Ich liebe dich«, flüsterte er. Ich hielt den Atem an, als er in mich eindrang. Und ich dachte: Jetzt gibt es kein Zurück. Kein Bedauern mehr, dass ich es nicht getan habe. Nur das Bedauern für das, was ich getan habe. Ich liebe ihn und hasse mich. Ich liebe mich und hasse ihn. Das Ende einer langen Geschichte.

1966. Dezember, New York.

Ich schreie. Ich schreie und schreie, bis meine Mutter endlich begreift, dass es etwas Ernstes ist. Sie rennt los, zum Arzt, und als sie angsterfüllt mit ihrem drei Monate alten Baby die Park Avenue entlanghastet, kommt sie sich vor wie Miss Clavel, die Krankenschwester aus dem Kinderbuch *Madeline* von Ludwig Bemelmans. Mein Vater, den Aktenkoffer in der Hand, läuft aus dem Fred-F.-French-Gebäude an der Madison Avenue herbei. In seinem Kopf geht alles durcheinander, er fürchtet sich vor seiner eigenen Unfähigkeit, jetzt und bei allem anderen, was er tut. Es sei keine Zeit zu verlieren, sagt der Arzt, wenn sie zögerten, werde das Baby sterben, und er entreißt mich meiner Mutter. Auf dem Operationstisch schneidet er meinen Bauch auf wie eine Wassermelone. Eine Geschwulst hat sich um meine Gedärme geschlungen, toxischer Kot vergiftet meinen kleinen Körper. Immer wieder passiert es, dass sich der Kot anstaut, und man muss damit klarkommen – wie, werde ich erst viele Jahre später lernen.

Bei der Operation, in seiner Hast und dem Bemühen, das Tödliche aus mir herauszuschneiden, durchtrennt der Arzt einen Eileiter. Auch das sagt man mir erst Jahre danach. Als ich es erfahre, weint meine Mutter zum zweiten Mal um mich. »Es tut mir so leid«, sagt sie. »Ich hätte darauf dringen sollen, dass

er besser aufpasst« – als hätte es in ihrer Macht gestanden, mein Schicksal zu beeinflussen, und sie hätte es versäumt.

Später liege ich im Krankenhaus in einem Kinderbett, die Arme festgebunden, und schreie weiter; ich bin lebendig und schreie aus Empörung über die Ungerechtigkeit. Meine Mutter darf mich nicht stillen. Ihre Milch versiegt. Fast eine Woche vergeht, bevor sie meine Arme losbinden. »Als du zur Welt kamst, warst du ein so zufriedenes Baby«, sagt mein Vater. »Danach«, sagt meine Mutter, »hast du immerzu geweint.«

7.30

Ich drehe mich auf den Bauch und lege den Kopf auf die Unterarme. Ich mag den salzig-süßen Geruch meiner Haut, wenn ich in der Sonne gelegen habe: nussgolden und würzig, fast wie geräuchert. Von den Schlafhütten her höre ich ein leises Türklappen. Jemand ist wach. Füße gehen über trockenes Gras. Die Außendusche wird angedreht. Klopfend und krachend treten die Rohre in Aktion. Mit einem Seufzer richte ich mich auf, ziehe mir den Bademantel über und gehe zum Haus zurück.

Unser Sommerquartier besteht aus einem Haupthaus und vier Einzimmerhütten, die an dem mit Kiefernadeln bedeckten Pfad zum See liegen. Es sind kleine Holzhütten mit Spitzdächern, damit im Winter der Schnee runterrutschen kann, einem Oberlicht und hohen Fenstern in beiden Giebeln. Sie sind altmodisch, ländlich, ohne Schnörkel. So wie Hütten in Neuengland sein sollten. Zwischen dem Pfad und dem See wächst ein Windschutz aus blühenden Zimterlen, Lorbeersträuchern und wilden Blaubeerbüschen, der uns zudem vor den neugierigen Blicken der Fischer und der tüchtigen Schwimmer schützt, die es von der Badestelle am gegenüberliegenden Ufer zu unserer Seite schaffen. An Land gehen dürfen sie nicht, aber

manchmal verweilen sie wassertretend kurz vorm Ufer. Dass sie unsere Privatsphäre stören, kümmert sie nicht.

Ein anderer Pfad führt hinter den Hütten zu dem alten Badehaus. Abblätternde Farbe, ein rostiges Emaillebecken voller Flecken von den Motten, die bei Dunkelheit vom Deckenlicht angezogen werden, eine alte Badewanne mit Klauenfüßen, die aus der Zeit stammt, als mein Großvater die Anlage baute, eine Außendusche, deren Heiß- und Kaltwasserleitungen an einem Tupelobaum aufgehängt sind und von der das Duschwasser in den sandigen Untergrund abfließt.

Das Haupthaus besteht aus einem einzigen großen Raum, Wohnzimmer und Küche in einem, davon abgehend eine Speisekammer, und ist aus Holzziegeln und Teerpappe gebaut. Innen gibt es breite Holzdielen, dicke Deckenbalken, einen riesigen gemauerten Kamin. An Regentagen machen wir alle Türen und Fenster zu und sitzen drinnen, wo wir dem Knistern des Feuers zuhören und uns zwingen, Monopoly zu spielen. Aber eigentlich leben wir – lesen, essen, diskutieren und werden zusammen älter – auf der von Fliegengittern geschützten Veranda, die so breit wie das Haus ist und einen Blick auf den See hat. Unser Sommerhaus ist nicht winterfest. Es hätte auch gar keinen Sinn. Ende September, wenn das Wetter sich wendet und alle Sommerhäuser für den Winter verschlossen werden, ist es in Back Woods ein bisschen einsam – zwar immer noch schön in dem harscheren Winterlicht, aber ziemlich düster und still. Sobald das Laub zu fallen beginnt, will niemand mehr hier sein. Aber wenn der Sommer beginnt und es im Wald grünt und wenn der Kanadareiher zurückkommt, sich sein Nest baut und in dem klaren See umherstelt, gibt es in der ganzen Welt keinen besseren Ort als diesen.

Als ich auf die Veranda trete, überkommt mich eine Welle der Sehnsucht, die wie Quecksilber durch meine Brust strömt, fast

wie Heimweh. Eigentlich sollte ich den Tisch abräumen, bevor die anderen zum Frühstück kommen, aber ich will mir noch einmal den Abend zuvor vergegenwärtigen, will ihn noch einmal erleben, Krume für Krume, Teller um Teller, ihn mir ins Gehirn einritzen. Ich fahre mit dem Finger über einen Weinfleck auf der weißen Leinentischdecke, ich hebe Jonas' Glas an die Lippen und versuche, ihn zu schmecken. Ich schließe die Augen und spüre wieder den sanften Druck seines Schenkels an meinem unter dem Tisch. Ohne mir sicher zu sein, ob er mich wollte. Und frage mich mit angehaltenem Atem: War es Zufall oder Absicht?

Im Zimmer ist alles so wie immer: Über dem Herd hängen Töpfe und Pfannenheber an Haken an der Wand, in einem Einmachglas stehen Holzlöffel, eine verblasste Liste mit Telefonnummern ist mit einer Reißzwecke am Regal befestigt, zwei Regiestühle stehen vor dem offenen Kamin. Alles ist so wie immer, aber als ich von der Küchenzeile in die Speisekammer gehe, habe ich das Gefühl, ein anderes Zimmer zu betreten, als wäre die Luft selbst gerade aus tiefem Schlaf erwacht. Ich gehe von der Speisekammer durch die Tür nach draußen und starre die Mauer an. Nichts ist zu sehen. Keine Spuren, keine Hinweise. Aber hier haben wir gestanden, haben uns für alle Zeiten ineinander eingegraben. Haben uns aneinander gerieben, stumm, verzweifelt. Plötzlich fällt mir mein Slip wieder ein, den ich hinter dem Brotkasten versteckt habe, und gerade als ich ihn mir unter dem Bademantel anziehe, kommt meine Mutter herein.

»Du bist früh auf, Elle. Gibt es Kaffee?« Ein Vorwurf.

»Ich wollte gerade welchen machen.«

»Nicht zu stark. Ich mag das Espressopulver nicht, das ihr benutzt. Ich weiß, ihr mögt es lieber«, sagt sie in einem künstlichen Ton, der Nachsicht vortäuscht und mich wahn-sinnig macht.

»Ist gut.« Heute Morgen habe ich keine Lust zum Streiten.

Meine Mutter macht es sich auf dem Verandasofa bequem. Es ist nichts weiter als eine harte Pferdehaarmatratze mit einem alten grauen Bezug, aber trotzdem der Lieblingsplatz aller. Von hier kann man über den See gucken, Kaffee trinken, ein Buch lesen und sich dabei in den uralten Kissen zurücklehnen, deren Bezüge voller Rostflecken sind. Wer hätte gedacht, dass auch Baumwolle mit der Zeit rostig wird?

Typisch, dass sie sofort den besten Platz besetzt.

Ihr Haar, strohblond und inzwischen von Grau durchzogen, ist zu einem unordentlichen Knoten zusammengesteckt. Ihr Nachthemd mit dem Vichykaro-Muster ist verschlissen. Dennoch wirkt sie imposant – eine Galionsfigur am Bug eines Schoners im Neuengland des achtzehnten Jahrhunderts, schön, streng, mit Lorbeerkranz und Perlen geschmückt, die Richtungweisend.

»Sobald ich meinen Kaffee getrunken habe, räume ich den Tisch ab«, sage ich.

»Wenn du abräumst, mache ich den Rest des Abwaschs. Mmh«, sagt sie, als ich ihr eine Tasse gebe. »Danke. Wie war das Wasser?«

»Genau richtig. Kalt.«

Diese Lektion hat meine Mutter mir beigebracht: Es gibt zwei Dinge im Leben, die man nie bereut – ein Kind und Schwimmen im kalten Wasser. Auch im Juni, an kalten Tagen, wenn ich am kabbeligen Atlantik stehe und mich über die Robben ärgere, die ihre hässlichen, entstellten Köpfe recken und Haie an unsere Küste locken, höre ich ihre Stimme in meinem Kopf.

»Ich hoffe, du hast das Handtuch auf die Leine gehängt. Ich will heute nicht wieder einen Berg nasser Handtücher auf dem Boden finden. Sag das auch den Kindern.«

»Meins habe ich aufgehängt.«

»Wenn du es ihnen nicht deutlich sagst, dann tue ich das.«

»In Ordnung.«

»Und sag ihnen, sie sollen ihre Hütte ausfegen. Es ist so schmutzig darin. Aber nicht, dass du es für sie machst, Elle. Die Kinder sind so verwöhnt. Sie sind alt genug, um ...«

Ich nehme eine Abfalltüte in die eine Hand, meine Kaffeetasse in die andere und gehe die Stufen runter. Ihre Ansprache überlasse ich dem Wind.

Ihr schlimmster Rat: *Immer an Botticelli denken*. Sei wie die Venus, die auf einer Muschelschale aus den Fluten steigt, mit züchtig geschlossenem Mund und noch in ihrer Nacktheit keusch. Das war der Rat, den meine Mutter mir gab, als ich mit Peter zusammenzog. Sie hatte ihn auf eine alte Postkarte geschrieben, die sie Jahre zuvor in einem Andenkenladen bei den Uffizien gekauft hatte.

Liebe Eleanor, ich mag Deinen Peter sehr. Gib Dir bitte Mühe, nicht dauernd so schwierig zu sein. Halte schön den Mund und wirke geheimnisvoll. Immer an Botticelli denken. Alles Liebe, Mummy.

Ich werfe die Tüte in die Abfalltonne, schlage den Deckel zu und ziehe die Gummispinne stramm darüber, damit die Waschbären nicht rankommen. Es sind schlaue Tiere, mit geschickten langen Fingern. Kleine, menschenartige Bären, schlauer und niederträchtiger, als sie aussehen. Seit Jahren stehen wir mit ihnen auf Kriegsfuß.

»Hast du das Gummi wieder festgemacht, Elle?«, fragt meine Mutter.

»Ja, sicher.« Ich lächle gefügig und stelle die Teller zusammen.

1969. New York City.

Gleich kommt mein Vater. Ich verstecke mich hinter der Bar, die zwischen dem Wohnzimmer und dem Eingang als Raumteiler dient. Die Bar hat quadratische Fächer. In einem stehen die Flaschen mit alkoholischen Getränken, in einem anderen das Stereogerät, in dem dritten ist die Schallplattensammlung meines Vaters untergebracht; auch ein paar große Kunstbildbände, die Martinigläser und der silberne Shaker stehen hier. Das Abteil mit den alkoholischen Getränken ist von beiden Seiten offen. Ich gucke durch die Flaschen hindurch und bin fasziniert von den topasfarbenen Getränken – Scotch, Bourbon, Rum. Ich bin drei Jahre alt und hocke neben den kostbaren Schallplatten meines Vaters. Ich streiche mit dem Finger über die Kanten der Hüllen, das Geräusch gefällt mir. Ich atme den Geruch nach alter Pappe ein und warte darauf, dass es an der Tür klingelt. Endlich kommt mein Vater herein, und ich habe nicht die Geduld, in meinem Versteck zu warten. Viele Wochen habe ich gewartet. Ich renne zur Wohnungstür und werfe mich in seine warme Umarmung.

Die Scheidung ist fast durch, aber vorher müssen meine Eltern noch über die Grenze nach Juarez fahren. Dort wird das Ende verkündet. Anna, meine ältere Schwester, und ich sitzen derweil geduldig in einem Hotelfoyer auf dem Rand eines achteckigen Springbrunnens aus mexikanischen Kacheln und sehen fasziniert den Goldfischen zu, die um eine Insel dunkler tropischer Pflanzen schwimmen. Viele Jahre später erzählt meine Mutter mir, dass sie an dem Morgen, die Scheidungspapiere in der Hand, meinen Vater angerufen und gesagt habe: »Ich habe es mir anders überlegt. Lass es uns abblasen.« Und obwohl die Scheidung allein von ihr ausgegangen war und sie ihm damit das Herz gebrochen hatte, sagte er: »Nein. Jetzt